Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 3

Artikel: In den peruanischen Anden
Autor: Flornoy, Bertrand
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974494

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Trotz aller dieser feinen Untersuchungsmethoden und einer engen Zusammenarbeit der Fachleute aus allen Teilen der Welt, die viele wertvolle Erkenntnisse über die Verhältnisse im Erdinnern erbracht haben, ist es leider immer noch nicht möglich, Erdbeben vorauszusagen, so dass man die gefährdeten Gebiete rechtzeitig verlassen könnte. Vorläufig muss man sich darauf verlegen, die Auswirkungen des Naturereignisses zu dämpfen. In erster Linie geht es um einsturzsichere Gebäude. Dank besonderer Konstruktion und extra elastischer Stähle können heute zum Beispiel im kalifornischen Erdbebengebiet zwanzig- bis dreissigstöckige Häuser gebaut werden, wo man früher nur wenige Stockwerke hoch zu bauen wagte. Mit Rüttelmaschinen werden die Stahlgerippe der Neubauten und Versuchshäuser auf ihre Erdbebenfestigkeit geprüft.
Unsere Erde ist nicht ein totes, starres Gebilde, ihre Gestaltung ist immer noch nicht abgeschlossen: Gebirge wachsen, vulkanische Inseln entstehen und verschwinden plötzlich, ganze Küstengebiete heben sich oder neigen sich, Kontinente driften . . .

Alle diese Erscheinungen beweisen, dass gewaltige Prozesse im Gange sind, und es ist eigentlich nicht verwunderlich, dass diese Kräfte von Zeit zu Zeit Erschütterungen auslösen, die von den Menschen als Naturkatastrophe erlebt werden.

In den peruanischen Anden

Bertrand Flornoy

Der Franzose Bertrand Flornoy unternahm zum erstenmal 1936 eine Forschungsreise ins Amazonasgebiet, der später noch etwa zehn weitere Reisen in die Urwälder des Tieflandes und in die Kordilleren, wo der Amazonas seinen Ursprung nimmt, folgten. Seiner Schilderung der Entdekkungsfahrt zu den Quellen des Flusses, die 1969 unter dem Titel «Amazone, Terres et hommes» bei der Librairie Académique Perrin, Paris, erschien, sind die nachfolgenden Abschnitte entnommen. Sie mögen dazu beitragen, dass wir in den Menschen des fernen Peru, die durch das Erdbeben vom Mai 1970 in unser Blickfeld rückten, nicht bloss anonyme Opfer einer Naturkatastrophe und kuriose «Museumsfiguren» sehen, sondern Menschen mit einem Schicksal, mit ihren eigenen Freuden und Sorgen.

Das gewaltige Bergmassiv, das von der Magellanstrasse bis zur Karibischen See reicht und das Rückgrat des südamerikanischen Kontinentes bildet, ist im grossen und ganzen in parallele Ketten unterteilt, die längs der pazifischen Küste laufen. Dazwischen liegen die Becken, die im Verlaufe der Gebirgsfaltung dem Meere entrissen und in die Höhe gehoben wurden: wüstenähnliche Ebenen mit Oasen von Eukalyptusbäumen, Wasserflächen, die, zwischen den höchsten Wällen ausgespannt, den Himmel spiegeln, erloschene Vulkane, deren abgetragene, grasbewachsene Kuppen zu Weiden geworden sind, andere Vulkane, die, noch nicht ganz erloschen, wie eine Köhlerhütte rauchen und deren Grollen von Tal zu Tal widerhallt, Steppen mit Dorngestrüpp und stengellosen Pflanzen, Schluchten, die sich als tiefe Scharte ins Gelände einschneiden und die Farben des Bodens offenbaren: das Blutrot des Porphyr, das Aschgrau des Granits, das Schwarzblau des Bleis, das Grün vulkanischer Schlacke, endlich, aus den Sandstein- und Kalkterrassen emporwachsend, die Gneis- oder Schieferzacken mit Gletschern und Firnen, jenes unbetretbare Feenreich der andinischen Schneegipfel.
Die Welt der Anden ist von widersprüchlichem, ja chaotischem Wesen, bildet aber doch ein Ganzes, in sich Geschlossenes. Von einem sehr hoch fliegenden Flugzeug aus könnte man deutlich erkennen, wie dieser «Kontinent» auf dem Kontinent von den gleichförmigen Massen der Urwälder, der Pampas und des Stillen Ozeans umschlossen wird.
Um die Anden kennenzulernen, muss man sie mit den Maultiertreibern, den «arrieros», durchstreifen, welche die Tradition der Lamatreiber fortführen. Sie haben das Leben

des Säumers gewählt und transportieren Salz, Kurzwaren, Fässchen mit Zuckerrohrbranntwein oder auch die Leiche eines Reichen, die in einem anderen Loch beigesetzt werden soll. Ob man diese Gestalten im langen Wollponcho, das kupferne Gesicht vom tief herabgezogenen Hut beschattet, mit den Augen des Künstlers oder denen des Soziologen betrachtet: Sie gehören zur Landschaft und gehören zum Leben in den Anden. Sie sind es, die die Abgeschlossenheit der Menschen durchbrechen, sie bringen Leben in den Weiler, das Bauernhaus, die Steinhütte. Sie folgen den einsamen Wegen, sonst nur von den Winden begangen, und singen dazu ihre melancholischen Lieder, in denen sich — wie in ihrem Blut — Elemente des Spanischen und des Ketschua-Indianischen mischen, oder rufen ihre Tiere. Man muss diesen Karawanen im Staub und Morast tief in einer Schlucht und längs eines Hochplateaus gefolgt sein, um die Kordilleren zu verstehen. Denn der Arriero ist der Sohn dieser Berge. Ich will sagen, dass die Kordilleren ihn geprägt haben durch die Anstrengung, die sie ihm abfordern, durch die Noblesse, die sie in ihm wecken. Der selbe Mann mit den gleichen Eigenschaften wäre in der argentinischen Pampa Gaucho, im Dschungel des Amazonas Kautschuk-Sammler, in Kanada Trapper; bei uns wäre dieser Mann der Handwerker mit klarem Blick und geschickten Händen.

Der Arriero ist von dieser Erde hervorgebracht, er ist ihr lebendiger Ausdruck.

Wir haben jedoch genug gelitten, um nicht zu den Betrogenen dieses Mannes zu werden, wenn er des Abends am Lagerfeuer uns durch Beteuerungen oder Blicke zu übertölpeln sucht. Er ist kein selbstloses Geschöpf, uns vom Schicksal zur Befriedigung unserer Neugier dargeboten. Er ist hart, rauh, und seine Augen sind nicht nur wegen der Aufmerksamkeit, die er der Karawane zuwenden muss, zusammengekniffen. Wenn er in die Dörfer der Sierra kommt, kennt er den Preis jedes käuflichen Dinges, vorab den Preis seines Vergnügens. Er verhandelt lange, bevor er den Vertrag unterschreibt oder mit einem Kreuz zeichnet, der ihn an uns binden wird. Aber sobald er einmal die Gewissheit erlangt hat, dass seine eigentliche Freiheit gewahrt bleibt, dann ist er ganz Hingabe: der Mann, der seinen Beruf liebt und versteht.

Der Reisende, der sich allein auf diese Wege wagt, ohne die Rastplätze oder den Grund ihrer Einteilung zu kennen, läuft Gefahr, ein Opfer seiner Stimmungen und seiner Müdigkeit zu werden. Kein Panorama kann einem Reiter gefallen, der nach zu langer Etappe ermüdet aus dem harten Sattel steigt. Die Arrieros haben die Gewohnheit der ehemaligen Meldeläufer übernommen und sorgen für einen harmonischen Ablauf der Reise. Aber sie sparen nicht nur unsere Kräfte, sie helfen uns auch, die Verschiedenartigkeit des Geländes zu verstehen. Da ist kein Herradurapfad, der sich nicht unter der Wirkung von Erdrutschen oder Lawinen verändert hätte; wenige Täler können in gerader Linie durchquert werden; jede der Etappen, die vom tropischen Kulturland zu windgefegten Kuppen führen, verlangt von der Karawane die genaue Einhaltung der Route. Man muss mit den Anden vertraut sein, damit sie lediglich ein Hindernis bleiben und nicht Quelle unnötiger Gefahren werden.

Dank den Säumern erscheinen die Kordilleren nicht bloss als starre Landschaft. Ohne die Maultiertreiber und ihre Karawanen, ohne diese Züge von Menschen mit ihren Waren — Dingen des täglichen Gebrauchs und für den Lebensunterhalt, die sie anderen Menschen bringen — hätte ich in den Kordilleren nur eine gewaltige, von Gipfeln gekrönte Erdmasse gesehen, in die die Menschen wie Figuren aus dem Museum hineingestellt sind.

Die heutige Bevölkerung des Ortes Laurikotscha und rings um die Seen — kaum hundert Köpfe — scheint seit zwei Generationen hier zu wohnen. Diese Bergindianer leben abgeschlossen in der Familienhütte. Ihre Felder, die ihnen Kartoffeln und Gerste liefern, sind bescheiden und können meist nur gerade den eigenen Bedarf decken. Ueber die Besitzverhältnisse herrschen recht verworrene Ansichten. Die Bauern kümmern sich wenig darum — was hier verständlich ist —, wer der eigentliche Eigentümer des Landes sei. Sie setzen jedes Jahr zwischen Oktober und Ende November die Kartoffeln und benützen dabei ein Werkzeug, das ein Erbe der Inkas ist: die taklia. Dies ist ein spatenartiges Gerät, das sich auch dem steilsten Hang anpasst. Auch eine einfache Steinhacke ist in Gebrauch, wie sie in Vorzeiten als Keule verwendet wurde.
Bei der Arbeit und in der Freizeit werden eifrig Kokablätter gekaut. Vielleicht ist dies als Anregungsmittel für die Arbeit in so grossen Höhen nötig. Der Indianer trägt die getrockneten Blätter stets in der chispa mit sich, einer Tasche aus Stoff, unverziert oder mit farbigen Motiven geschmückt, oder in Beuteln aus Lamahaut. Eine kleine Kalebasse, ishkupuro genannt, enthält eine alkalische Substanz, zum Beispiel Kalkpulver, welche die Speichelabsonderung begünstigt und den aktiven Stoff des Kokablattes freisetzt. Das Stäbchen, das den Behälter verschliesst, dient auch dazu, das Pulver zum Munde zu führen, — eine

Geste, die während des Tagesablaufes ungezählte Male ausgeführt wird.

Die Kleidung der Indianer von Laurikotscha ähnelt derjenigen der anderen Indianer der Sierra. Der Mann trägt über Hemd und Hose den Poncho. Das Schuhwerk wird aus Kuhhaut in Form von Pantoffeln hergestellt und mit Nesteln aus Lamawolle befestigt. Die Frau ist der jahrhunderte alten Tracht treu geblieben: Mieder, Schultertuch, Rock, Unterrock, Gürtel, dazu das Viereckтuch, in dem alles getragen wird. Als Kopfbedeckung setzt sie einen Filzhut auf, weiss mit schwarzem Band oder einfach einen Männerhut. Sie geht barfuss, ausgenommen, wenn sie den Markt in einem entfernten Dorf besucht. Für diese Gelegenheit zieht sie hohe Lederstiefel an, die ohne Zweifel in der Stadt gekauft wurden.

Diese Reisen nach Yanahuanca, einem Bezirkshauptort in der Provinz Pasco, sind selten. Auf dem Hinweg besteht die Last aus Käse oder Fleisch, auf dem Rückweg aus Koka, Salz und Stoffen. Die Frauen erstehen sich vielleicht eine schöne Schliesse, eine Spange, Ohrgehänge oder einen Ring, der als Schmuck sehr beliebt ist.

Das Städtchen mag aus etwa fünfzig Häusern bestehen, zwischen denen Eukalyptusbäume wachsen. Im Viereck um den grossen Platz stehen die Kirche, das Bezirksamt, der Polizeiposten, das Telegraphenbüro. Am Wochenmarkt kommen die Bauern aus der Umgebung mit ihren Frauen und Kindern, mit schweren Bündeln bepackt. Sobald Kauf und Verkauf getätigt und etwa nötige Korrespondenzen bei den öffentlichen Schreibern aufgegeben sind, gehen die Männer zum Trank, und der Platz gehört den jungen Leuten. Ein grosser Schwarzhaariger von der universellen Familie der Unteroffiziere hat sich im Polizeibüro den Fussball geben lassen, und nun beginnen die Burschen, ohne ihren Poncho abzulegen und manche barfuss, den Ball herumzukicken.

Am nächsten Morgen ist unsere Karawane unterwegs nordwärts und erreicht gegen Mittag das Dorf Huarautambo in einem grünen Hochtal.
Dichter, eisiger Regen hat eingesetzt, und wir beschliessen, zu kampieren. Die Knechte sind schon daran, die Kisten abzuladen, und Teodoro, der Führer, untersucht die Tiere: zwei sind verletzt, er wird sie gleich pflegen. Die anderen werden mit zusammengebundenen Vorderbeinen auf die Weide getrieben. Während wir daran sind, das Zelt aufzustellen, nähert sich uns ein Mann in Poncho und Stiefeln und sagt, indem er auf ein hinter dem Regenschleier kaum erkennbares Haus zeigt: «Su casa» — Dies Haus gehört Ihnen!
Don Joaquin geleitet uns in sein Haus und bietet uns ein Gläschen Zuckerrohrschnaps an. Er dankt für unseren Dank und beginnt dann, seine Möbel in das grosse Zimmer zu zügeln, das er uns zur Verfügung stellt — er glaubt, dass er das den ausländischen Gästen schuldig sei, und entschuldigt sich dabei, dass er uns nichts Besseres bieten könne.

Joaquin ist kein Herr, nur ein Händler, der seinen Kollegen etwas voraus ist. Er hat seinen Laden etwas ausserhalb des Marktfleckens, an der Strasse zu den indianischen Siedlungen eröffnet. Das erspart den Scheuesten den Gang bis nach Yanahuanca. In seiner Bude kann man Maismehl, Salz, Zündhölzer, Kerzen, Drucke mit dem Bild der Muttergottes und eine Menge anderer Dinge kaufen, von denen der Indio des Hochlandes träumt. Die Kunden verkaufen ihm dagegen Häute, Käse, Kartoffeln. Joaquin besorgt auch den schriftlichen Verkehr für einige Familien, die ausserhalb des Bezirkes Besitz haben. Nach der Mahlzeit befragen wir ihn über Probleme, die die meisten Menschen interessieren, wo sie auch leben mögen:

Joaquin glaubt an Gott, das Paradies und die Hölle. Er misstraut den Priestern, sie überredeten ihn zum Heiraten, als er einmal betrunken war. Seine Kinder sind getauft. Um seine Verwandtschaft scheint er sich nicht stark zu kümmern. Seine Kinder liebt er, natürlich, und er ist beunruhigt um ihre Zukunft, denn es gibt hier keine Schule. Seine Frau? Sie sitzt ausserhalb des Scheines unserer Lampe, unbeweglich und stumm. Vergnügen? Das Kartenspiel nach dem Markt von Yanahuanca, ein Kinobesuch in Cerro de Pasco, der Minenstadt, ein- oder zweimal im Jahr. Seine Pläne? Keine. Seine Hoffnung? Eine Strasse.

Seit den Reisen Flornoys sind mehrere Jahre vergangen, und die Zivilisation wird inzwischen von den Städten weiter ins Landesinnere vorgedrungen sein, aber im wesentlichen und für die Mehrheit der Hochlandbewohner werden die Verhältnisse kaum geändert haben. Diese Menschen führen ein hartes Leben, in ständigem Kampf mit der Natur, mit den Bergen, in denen der Tod wohnt, deren Schoss aber auch Schätze birgt, die ehemals reiche Kulturen zur Blüte brachten.